

Kirchheim unter Teck 9. Februar 2015

**Marianne Gronemeyer**

## **Wer arbeitet, sündigt. Ein Plädoyer für gute Arbeit**

Die These, die meinen Überlegungen zugrunde liegt, will ich nicht verschweigen, sondern gleich zu Beginn offen legen, obwohl sie äußerst anstößig ist und sicher viel Widerspruch erntet. Ich bin überzeugt, oder sollte ich besser sagen: ich fürchte, daß wir uns in eine Lage gebracht haben, in der gute Arbeit auf die rote Liste der aussterbenden Arten geraten ist. Wenn Sie mich fragen, was ich unter ‚guter Arbeit‘ verstehen will, dann antworte ich zunächst in der allgemeinsten Form: Gute Arbeit ist solche, die nicht schadet, sondern nützt. Nun gibt es sicher sehr unterschiedliche Urteile darüber, was schädlich und was nützlich ist, und auch sehr unterschiedliche Mischungsverhältnisse zwischen dem Schaden und dem Nutzen, die wir mit unserer Weltbearbeitung anrichten. Arbeit kann also mehr oder weniger gut sein. Jeder Purismus scheint vollkommen wirklichkeitsfremd. Die allgemeine Maßgabe lautet, dass man um angestrebter Vorteile und Fortschritte willen, manche schädliche Nebenwirkung in Kauf nehmen müsse: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne.“ Nur sind die schädlichen Nebenwirkungen unserer Arbeitsverhältnisse seit langem nicht mehr so harmlos wie die sprichwörtlichen Späne, die beim Hobeln anfallen. Ich will meine These präzisieren: Es gibt sie gewiss noch, die wirklich gute Arbeit, aber nicht für Geld. Bezahlte Arbeit ist heutzutage ‚durch die Bank‘ verdorben.

Ein Beispiel:

Ich war kürzlich zu einer Lesung ans Berner Stadttheater geladen. Zwei Freundinnen begleiteten mich. Nach einer längeren Autofahrt kamen wir ziemlich ausgehungert in Bern an. Es war Samstagnachmittag kurz vor 17 Uhr, also kurz vor Geschäftsschluss.

Wir hasteten in eines dieser Kaufhäuser mit den ausgedehnten Lebensmittelabteilungen, um noch rasch etwas Essbares zu ergattern. Der Zwiebelkuchen schmeckte so, wie diese Massenbackwaren, denen man heutzutage sogar den Backgeruch aus der Sprühdose verpasst, nun einmal schmecken. Also wollten wir uns an einem Maronentörtchen von der Kuchentheke schadlos halten. Wir diskutierten noch einen Augenblick, ob wir dieser oder jener Variante den Vorzug geben sollten, die eine zu 4Franken 50 und die andere zu 4Franken 80. Ein stolzer Preis. Wir gaben der Verkäuferin unsere Bestellung auf, zwei von diesen und eins von jenen. Sie schaute uns sekundenlang an, dann auf die Uhr und dann ergriff sie mit kalter Entschlossenheit das Tablett mit den kleinen runden Törtchen und beförderte sie mit einem unwiderstehlichen Schwung in einen der bereitstehenden Müllsäcke. Vollkommen verblüfft zeigten wir schnell auf die andere Sorte und orderten - nun ganz unkompliziert - die drei dort verbliebenen Tortenstücke und versicherten, daß wir sie ordnungsgemäß bezahlen wollten, den vollen Preis, selbstverständlich. Wir wurden wieder keines Wortes, nur eines, wie uns schien, leise triumphierenden Blickes gewürdigt, und auch diese Tortenteile wurden vor unseren Augen mit einer zusammenraffenden Gebärde in den Müllsack befördert. Alles, was sonst noch in der schmuck hergerichteten Auslage lag, nahm denselben Weg. Ich versuchte noch einen von Resignation schon geschwächten Protest. Keine Reaktion, nur die zügige, unbeirrte Fortsetzung der Kuchenvernichtung. Das war nun allerdings schwer zu begreifen für einen halbwegs normal arbeitenden Verstand. Wir waren Zeugen eines dramatischen Wertverfalls geworden. Eine Ware, die eben noch 4Franken 50 wert war, wurde im Handumdrehen und ohne erkennbare Veränderung ihrer Qualität zu Müll, zu einem Unwert. Und was eben noch verführerisch mit allerlei Zierrat zum Kauf dargeboten wurde, wurde auf einmal zu etwas, vor dem man sich ekeln musste, Schmutz, Abfall. Schmutz entsteht Zygmunt Bauman zufolge durch

Deplatzierung. Das Spiegelei, so Bauman, das, auf dem Teller liegend, einem das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt, erregt, wenn es auf das Sofakissen gerutscht ist, Ekel.

In unserer Situation war etwas anderes ausschlaggebend für die wundersame Verwandlung einer Leckerei in eine ekelhafte Pampe. Der Sekundenzeiger der maßgeblichen Uhr war auf die 12 gesprungen, und die 17-Uhr-Position war erreicht. Dienstscluß für die Damen hinter der Verkaufstheke. Feierabend. Zunächst richtete sich unser Zorn gegen die Verkäuferinnen, die so rigoros mit uns, ihren Torten und ihrer Dienstpflicht verfahren. Dann aber die Frage: Wäre die Prozedur etwa besser gewesen, wenn wir unser Törtchen noch für teures Geld erhalten hätten, während es eigentlich schon zu Müll umdeklariert war? Und dann eine weitere Frage, die uns ahnen ließ, daß Zorn eine ganz unangemessene Gemütsregung gegenüber den Frauen, die uns so schnöde hatten leer ausgehen lassen, war. Mitleid war angebracht. Was richtet diese tägliche Nichtung ihrer Arbeit in den Frauen an? Den ganzen Tag sollen sie allen Eifer nebst einstudierter Freundlichkeit darauf richten, die Kunden auf den Geschmack zu bringen und ihnen die süße Ware als äußerst begehrenswert anzudienen. Und mit dem abendlichen Garaus wird ihnen ihr Tagewerk als ein durch und durch trügerisches, wenn nicht gar betrügerisches entlarvt. Und die Kunden werden ihnen von ihren Auftraggebern - in geheimer Komplizenschaft - als Deppen präsentiert, die verführbar sind, sich mit Ramsch abspesen zu lassen und dafür auch noch stattliche Geldsummen zu verausgaben. Allabendlich wird den Frauen die vollkommene Sinnlosigkeit ihrer Arbeit bescheinigt. Sie hatten den ganzen Tag über niemandem eine Freude gemacht, sondern alle ihre Kunden gelehmt. Wie um alles in der Welt, soll nach so einem Arbeitstag der Feierabend aussehen? Das ist vielleicht das sicherste Indiz dafür, daß es uns fast unmöglich geworden ist, gute Arbeit zu tun, daß es einen Feierabend, der diesen

Namen verdient, nicht mehr gibt. Der Feierabend ist entweder die Zeit des dumpfen Abschlaffens, oder - bei denen, die sich Hoffnung auf eine Karriere machen -, die Fortsetzung der Arbeit mit anderen Mitteln. Der in der Literatur und in der Musik besungene Feierabend steht unter dem Verdacht eines heillosen Romantizismus: Der pfeiferauchende Handwerker oder Bauer, der nach getanem Tagwerk (das es übrigens auch nicht mehr gibt, es gibt nur noch Arbeitsstunden, die auf Stechuhren registriert werden) unter der Hoflinde sitzt und in die untergehende Sonne blinzelt. Oder die Frauen, die beim traulichen Lampenschein sich in der Stube versammeln und Geschichten und Garn spinnen. Oder wie es in Schuberts ‚Schöner Müllerin‘ heißt: „Und da sitz ich in der großen Runde, In der stillen kühlen Feierstunde, Und der Meister spricht zu allen, Euer Werk hat mir gefallen; Und das liebe Mädchen (die Müllerstochter) sagt allen eine gute Nacht.“ Ja tatsächlich, das mag uns modernen Lohnarbeitern und Gehaltsempfängern und erst recht den Arbeitslosen als eine unzulässige Verklärung der guten alten Zeit erscheinen.

Aber dennoch glaube ich, daß die Art, wie wir unsere arbeitsfreie Zeit verbringen, viel darüber sagt, wie unsere Arbeitsverhältnisse beschaffen sind. Sei es, daß sie totgeschlagen wird, sei es, daß man sich, um sich zu entschädigen für die tagsüber erlittenen Zumutungen, in den besinnungslosen Konsumismus stürzt, sei es, daß man das Unerledigte nacharbeitet, sei es, daß man sich für den nächsten Arbeitstag fit-jogged, sei es, daß man sich Konkurrenzvorteile durch Fortbildung verschafft. All das ist nicht der Lohn und der Segen, der aus der getanen Arbeit entspringt. Gute Arbeit ist segensreich. Segen verstanden hier in dem alten jüdischen Sinn, als eine Übertragung von Kraft. Nicht nur im metaphorischen Sinn, wie wir uns etwa gestärkt fühlen, wenn wir Mühe für einen guten Zweck aufgewandt haben, sondern ganz praktisch, dadurch, daß wir bei der Verrichtung guter Arbeit etwas lernen, Erfahrungen sammeln und unsere Fähigkeiten erweitern und vervielfältigen und für

uns und unsere Mitmenschen etwas Erfreuliches, Erleichterndes, Stärkendes hervorbringen. Gute Arbeit hat die Kraft, die Potentiale und Könnerschaften eines Menschen, das, was als sein ureigenes Talent in ihm steckt, zu entfalten. Johann Wolfgang von Goethe sagt, daß die reife Persönlichkeit, aus dem tätigen Weltumgang erwachse. Das wäre doch ein brauchbares Kriterium für gute Arbeit, daß sie reife Persönlichkeit entstehen lässt.

Die Organisierung unserer gesellschaftlichen Arbeit ist eine Domäne der ökonomischen Vernunft, die sich natürlich ebenso wie die Arbeit und der Feierabend bis zur Unkenntlichkeit modernisiert hat. Eine als unumstößlich geltende Satz Wahrheit wird uns tagtäglich als die Quintessenz der ökonomischen Vernunft eingebleut: die Behauptung, daß Arbeit verehrungswürdig sei, geradezu der Inbegriff der Sinnerfüllung. Ein Arbeitsleben hat seine Rechtfertigung in sich selbst. Dieser Grundannahme will ich auf den Zahn fühlen.

Paul Lafargue, der Schwiegersohn von Karl Marx, geht in seinem ‚Lob der Faulheit‘ mit der Arbeit hart ins Gericht.

„Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder... Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht. Statt gegen diese geistige Verirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Ökonomen und die Moralisten die Arbeit heilig gesprochen. Blinde und beschränkte Menschen, haben sie weiser sein wollen als ihr Gott... haben sie das, was ihr Gott verflucht hat, wieder zu Ehren zu bringen gesucht.“ (Paul Lafargue)

Wer diesen Text heute in prekärer Lage, also von Arbeitslosigkeit bedroht oder betroffen, liest, der wird ihn zynisch oder frivol finden. Als ob, was verzweifelte Angewiesenheit ist, nur eine verirrte Neigung, eine fehlgeleitete Begierde, kurz eine ‚seltsame Sucht‘ sei. Als sei *das* die tiefere Ursache der gegenwärtigen Krise der

Arbeit, dass wir so verteufelt vernarrt in sie sind, dass wir so versessen darauf sind, Arbeit zu verrichten, statt dem edlen Müßiggang zu frönen, und als sei die Arbeit nur deshalb so knapp, weil sich alle so nach ihr drängeln. Dabei wird, andererseits, den Arbeitssuchenden von den heutigen Zynikern ganz anderes eingeschärft: ‚Wer Arbeit will, der kriegt auch welche.‘ Was nun also: ist die Mehrheit der modernen Lohnsklaven arbeitssüchtig oder arbeitsscheu?

Unfraglich ist doch trotz der Heiligsprechung der Arbeit den allermeisten auch heute ihre Arbeit eine solche Last, dass sie sie von der eigentlichen Lebenszeit als Zeit des Nicht-Lebens abziehen. Das Leben findet außerhalb der Arbeit statt, wenn es denn stattfindet. Und trotzdem steht ‚Arbeit‘ den Umfragen zufolge an der ersten Stelle der Lebenshoffnungen. Was macht die Lohnarbeit so attraktiv, dass niemand auf die Idee verfällt, sie zu ächten, wie man einst die Sklavenarbeit ächtete, nicht einmal die, die sich abrackern, um ein wirklich karges Entgelt als Tausch für ihre verlorene Lebenszeit einzuhandeln und noch weniger die, denen der Zugang zur Arbeit überhaupt verweigert wird? Niemand würde es wagen, auf die Arbeit zu pfeifen. Denn sie ist heutzutage nahezu die einzige Möglichkeit, sein Auskommen zu finden. Eigentlich garantiert *nur* verrichtete Lohnarbeit den Lebensunterhalt. Also könnte man meinen, dass die Verehrung, die die Arbeit genießt, gar nicht ihr selbst gilt, sondern dem Lohn, der dabei abfällt. Das würde aber nicht erklären, warum diejenigen, die aus dem Arbeitsprozeß verstoßen werden, sich nicht nur materiell geschädigt, sondern vor allem ausgestoßen, sinnentleert fühlen, nicht mehr zugehörig. Warum also löst Arbeitslosigkeit solche dramatischen *Sinnkrisen* aus?

Arbeit ist knapp, oder besser: sie ist künstlich verknappt und wird tagtäglich rarer. Man braucht sich nur die erneut mit düsterer Stimme vorgetragenen Nachrichten über die ‚Freisetzung‘ der Arbeitenden zu Tausenden zu vergegenwärtigen, um diese

Tendenz allen anderslautenden Beschwörungen zum Trotz für unumkehrbar zu halten. Wir leben aber in einer Gesellschaft, in der alles, was knapp ist, in höchstem Ansehen steht, während das überreichlich Vorhandene naserümpfend für minderwertig erklärt wird. Das führt zu der perversen Situation, dass die Verehrungswürdigkeit der Arbeit in dem Maße steigt, in dem sie immer knapper wird, obwohl durch diese Verknappung der Arbeits- und Leistungsdruck und die zeitliche Beanspruchung für den einzelnen immer mehr anwachsen, obwohl also moderne Arbeitsverhältnisse immer mehr Ähnlichkeit mit überwunden geglaubter Sklavenhalterschaft annehmen:

Während ich diese Überlegungen zu Papier bringe, kommt der lange und ungeduldig erwartete Techniker des Telefon-Störungsdienstes ins Haus, um den Schaden, den ein Blitz angerichtet hat, zu beheben. Er kommt gewissermaßen im Laufschrift. Den ihm angebotenen Kaffee akzeptiert er beinahe widerwillig und kippt ihn hastig hinunter, während er schon mit fliegenden Händen die notwendigen Verrichtungen erledigt. Er wirkt geradezu schweißgebadet und macht – das sei zu seiner Ehre gesagt - es dennoch möglich, freundlich zu bleiben, ja uns sogar bei der Diagnose weiterer Schäden zu helfen, die ihn wegen der strikten Auftragsaufteilung und -erteilung gar nichts angehen oder angehen dürfen. Ihm unterläuft bei seiner hastigen Arbeit ein Fehler, den er mit einem nervösen Blick auf die Uhr korrigiert. Sein Kommentar: „Je schneller das gehen muß, desto ineffektiver werde ich“. Nach Erledigung seines Auftrages hetzt er zu seinem Auto, um weitere Kundenaufträge ‚abzuarbeiten‘. Er ist gewiß ein guter und verständiger Techniker, und ich habe enormen Respekt davor, dass er es sich leistete, sich um unsere Belange zu kümmern, die ihn nur in noch größere zeitliche Bedrängnis brachten. Als er fortfährt, frage ich mich, wie lange der Mittvierziger das noch durchhalten kann und ich bin gar

nicht mehr so sicher, dass die körperliche Zermürbung der Arbeitenden ein Spezifikum der Frühindustrialisierung war. Dennoch wird auch dieser gejagte Techniker in den Chor derer einstimmen, die die Arbeit als das höchste Gut besingen. Denn noch einmal: je knapper und zugleich zwingender die Arbeit wird, desto heiliger und unantastbarer steht sie da.

Spätestens an diesem Punkt müsste die Frage nach den Profiteuren dieser irrigen Anschauung ins Spiel kommen. Aber so sehr verbindet sich schon jetzt mit dem Besitz eines Arbeitsplatzes die Vorstellung, einer Elite zuzugehören, dass sich Arbeitsplatzinhaber hineinphantasieren in die Zugehörigkeit zu den ‚Happy few‘ und deshalb ihre ‚Privilegien‘ mit Zähnen und Klauen gegen die Habenichtse verteidigen. Und die wiederum verfügen nicht über so viel Definitionsmacht, dass sie den Spieß einfach umdrehen und daran erinnern könnten, dass in der antiken Gesellschaft überhaupt nur derjenige den Bürgerstatus erwerben, also Ansehen genießen konnte, der *nicht* zur Verrichtung von schwerer Arbeit genötigt war. Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn sich dies als das neue Selbstbewusstsein der Arbeitslosen durchsetzen würde, statt dass sie beschämt und gedemütigt ein möglichst unauffälliges Schattendasein führen, das Schattendasein der viel zu Vielen, die ihrer Vielheit wegen nicht nur nichts wert, sondern eine gesellschaftliche Zumutung sind. Sie wären dann zwar immer noch materiell schlecht dran, aber sie könnten selbstbewusst eine neue kritische Öffentlichkeit begründen, in der sie sogar den im Arbeitsprozeß drangsalierten und vollständig erpressbaren Mitbürgern die kritische Stimme der nicht mehr Erpressbaren leihen könnten. Darin könnten sie übrigens von den Alten unterstützt werden, die auch keine Arbeit mehr zu verlieren haben: eine große Koalition der nicht-erpreßbaren Nichteinverstandenen.



Ich bin mir vollständig darüber im Klaren, dass ich mir mit diesem Szenario erneut den Vorwurf des Sozialromantizismus einhandele. Also: Mit welchen lieb gewordenen Denkgewohnheiten müssten wir noch brechen, um dieser abwegigen Vorstellung zur Glaubwürdigkeit zu verhelfen? Wir müssten uns abgewöhnen, den Arbeitslosen das ihnen vom Noch-Sozialstaat gewährte karge Salär zu missgönnen, wir müssten aufhören, sie ihres Nichtstuns wegen scheel anzusehen. Tatsächlich hätten wir allen Grund die Nicht-Arbeiter zu honorieren<sup>1</sup>, denn sie schädigen die Gesellschaft bei weitem weniger als diejenigen, die ihre Arbeitskraft in den Dienst des großen ‚Weltverbesserungsprojekts‘ der Moderne stellen, das in Wahrheit unsere Lebensgrundlagen vollständig zerstört. Aber ebenso tatsächlich gehört es natürlich zu den Spielregeln der modernen Gesellschaft, gerade denjenigen Macht, Autorität und Erfolg zuzuerkennen, die die Gesellschaft am nachhaltigsten schädigen, die den meisten das meiste vorzuenthalten vermögen und die sich darum unwidersprochen mit phantastischen Belohnungssummen dekorieren. Wir müssten also die Verteilung von Schaden und Nutzen neu bedenken.

Schädigend in diesem Sinn sind nicht nur die 220 Reichsten der Welt, die sich den halben Globus unter den Nagel gerissen haben, nicht nur die Tausende von Wissenschaftlern, die ihren Lebenssinn und ihren Ruhm darin suchen, fieberhaft die militärischen Vernichtungspotentiale zu raffinieren, auch nicht nur die ‚exzellenten Köpfe‘ in den Biotechnologien, die die Menschen und alles, was sonst kriecht und flucht und wächst und gedeiht, aller Kreatürlichkeit berauben und sie zum Rohstoff ihrer hybriden Konstruktionsabsichten machen wollen, und auch nicht nur die neuen Zyniker im großen Agrobusiness, die eine Apokalypse des Hungers vorbereiten, indem sie das Saatgut so manipulieren, dass es nach *einer* Ernte tot, also nicht mehr keimfähig ist und Jahr für Jahr neu gekauft werden muß bei diesen Herren der Erde.

---

<sup>1</sup> Honorieren heißt zunächst einmal ehren und nicht bezahlen.

Wohlgemerkt, sie alle stehen in hohem gesellschaftlichen Ansehen.

Schädigend sind jedoch auch die Betreiber jener Professionen, die nach wie vor auch moralisch einen guten Ruf genießen, die Repräsentanten der Dienstleistungsberufe, die heilenden, lehrenden und helfenden Berufe eingeschlossen, die sich schmeicheln nichts als segensreich zu sein in ihrem Wirken, während sie in Wahrheit eine entmündigende Expertenherrschaft (Ivan Illich) aufrichten, die die Menschen der Verfügungsgewalt über ihre eigenen Belange vollständig beraubt.

Ich muß mich nur in meiner eigenen Lebensgeschichte umsehen, um mich darüber zu entsetzen, wie viele von den Lebens- und Sterbensverrichtungen, die in meiner Kindheit noch ganz selbstverständlich in der Verfügung von jedermann und jederfrau waren

- von der Reparatur der Dinge des täglichen Bedarfs über die Kurierung von Kinderkrankheiten bis zum Sterbebeistand -, heute in die Zuständigkeit von Experten fallen, die sie als Dienstleistungsware feilbieten und jeden Versuch, davon *keinen* Gebrauch zu machen, mit professioneller Strenge entmutigen oder sogar scharf sanktionieren.

Noch einmal: Bei genauerem Hinsehen wird man feststellen, daß beinahe alles, was heute berufsmäßig an Arbeit verrichtet wird, menschen- und naturschädigend ist.

Tatsächlich müssen nicht die Arbeitslosen sich die Sinnfrage stellen lassen, sondern die Arbeitenden, und sorgfältige Selbstprüfung würde sie mit einem eher bestürzenden Eindruck von der Sinnhaftigkeit ihres geschäftigen Tuns konfrontieren.

Kommt noch hinzu, dass die Arbeitslosen, ihrer bescheidenen Alimentierung wegen, auch die schlechteren Konsumenten sind, und auch das macht sie, wiederum gegen

den Richtungssinn der ökonomischen Propaganda, zu ‚besseren, will sagen, verträglicheren Menschen‘, denn ohne Frage verhält sich, aufs Große und Ganze und auf lange Sicht gesehen, derjenige am freundlichsten gegenüber den Nachkommen, der am wenigsten von dem verbraucht, was sich nicht von selbst erneuert.

Wäre aber so die Ehre der Arbeitslosen wiederhergestellt, dann bliebe immer noch zu fragen, wie sie ihre zunehmende materielle Misere verbessern könnten. Die einzige Antwort, die mir einleuchtet, lautet: ‚Eigenarbeit‘. Eigenarbeit, das heißt, den Geldbedarf und die Geldabhängigkeit zu mindern durch eigenes Tun und durch die Schaffung unmittelbar nützlicher Gebrauchsgüter für den eigenen oder den nachbarschaftlichen Bedarf. Es wäre ein anderer Gebrauch als der ‚Ein-Euro-Arbeitsdienst‘ von der überreichlich vorhandenen Zeit der Arbeitslosen zu machen. Die viel zu viele Zeit wird von den Arbeitslosen ja in der überwältigenden Mehrheit der Fälle gerade als peinigend und peinlich empfunden und die Pflicht, sie totzuschlagen, als noch belastender als die Maloche. Aber in ihr könnte eine reelle Chance stecken. Denn Arbeit an sich ist ja keineswegs knapp im Gegenteil, sie liegt überall herum, man muß sie nur in Angriff nehmen. Knapp ist nur die bezahlte Arbeit, könnte man meinen. Und so scheint es doch naheliegend, die notwendigen Verrichtungen, in denen man sich als Lohnarbeiter durch andere vertreten ließ, die wiederum *damit* ihren Lebensunterhalt verdienten, wieder selbst in die Hand zu nehmen; und sei es auch aus Ungeübtheit zunächst ein wenig stümperhaft.

Aber leider ist es nicht so einfach durch Eigenarbeit die Verfügung über die eigenen Lebensumstände jedenfalls teilweise zurückzugewinnen.

In einem studentischen Projekt sind wir intensiv der Frage nachgegangen, welche Möglichkeiten zur Eigentätigkeit und zur Minderung des Geldbedarfs es in den Bereichen Nahrung, Kleidung, Wohnung und Bildung in den modernen Gesellschaften gibt. Das deprimierende Ergebnis unserer Nachforschungen: die konsumistische Gesellschaft hat die beiden in ihr favorisierten Existenzweisen, nämlich Produktion und Konsumtion so totalisiert, dass beinahe jede andere nicht von Warenproduktion und Warenkonsum beherrschte Tätigkeit erloschen ist. Nicht zuletzt dadurch, dass es schlichtweg kaum noch Eigenarbeit gibt, die ihren Einsatz lohnte. Jede Eigenarbeit wird durch Billigprodukte von vornherein ins Unrecht gesetzt oder entmutigt. Man kann durch eigenes Tun kaum noch Geld sparen.

- Meine Großmutter konnte noch aus zwei oder drei aufgerebbelten Pullovern einen neuen stricken, der nichts kostete. Der war keinesfalls modisch, aber warm, praktisch und haltbar. Heute kann man keinen gekauften Pullover mehr aufrebbeln. Und die Wolle, um einen zu stricken kostet das Dreifache von einem modischen Fertigteil aus chinesischer oder indischer Produktion.

- Die Bauern führen Klage, dass sie Milch nicht mehr zu dem Preis produzieren können, den die Käufer im Supermarkt dafür entrichten müssen.

- Man kann so beschwerlich und asketisch reisen wie man will, es wird immer noch teurer sein als ein Last-Minute-Schnäppchen vom Reiseanbieter auf Luxusniveau. Es ist nicht mehr einfach, mit seiner Hände und seines Hirnes Arbeit etwas herzustellen, das nichts oder weniger kostet, als was im Supermarkt der Billiangebote zu haben ist.

Und noch einer anderen Gefahr ist die Eigenarbeit ausgesetzt, nämlich der, verwechselt zu werden mit der Schattenarbeit, die wir als Konsumenten in immer größerem Umfang leisten müssen. Schattenarbeit ist jene unbezahlte Arbeit, die wir

verrichten müssen, um die käuflichen Waren oder Dienstleistungen so aufzubessern und zugänglich zu machen, dass wir sie überhaupt brauchen oder verbrauchen können.

Ivan Illich, der diese Art von Arbeit präzise analysiert und identifiziert hat, schreibt:

"Schattenarbeit wird geleistet von dem Konsumenten, insbesondere im konsumierenden Haushalt. Als Schattenarbeit bezeichne ich all jene Tätigkeiten, durch die der Verbraucher gekaufte Waren in ein nutzbares Gut umwandelt. "<sup>2</sup>

Schattenarbeit wird insbesondere im Dienstleistungssektor geleistet.

Schularbeitenhilfe für die Kinder, Transport der Kinder zu den zahlreichen veranstalteten Nachmittagsbeschäftigungen, die Heimwerkerei des Ikea-Kunden, das Warten im Sprechzimmer des Arztes, der Gang zur Berufsberatung, die therapeutischen Maßnahmen, die notwendig werden, damit Kinder und Erwachsene ihren institutionellen Alltag überhaupt überstehen können, die Wartung des Autos, das tägliche Pendeln zwischen Wohnort und Arbeitsplatz, die Bedienung des häuslichen Maschinenparks, die Steuererklärung, die Mülltrennung, die Fortbildungsanstrengungen, die mir abverlangt werden, damit ich am Arbeitsplatz auf der Höhe der technischen Entwicklungen bleibe usw. usw. All dies sind Tätigkeiten, die nicht mir selbst oder dem Mitmenschen gelten. Sie sind viel mehr ein Dienst an **den** Institutionen, die den Menschen die Zuständigkeit für ihre eigenen Angelegenheiten überhaupt erst entzogen haben. Durch Schattenarbeit richten sich die Konsumenten und Produzenten selbst und gegenseitig für ihre Institutionen- und Maschinentauglichkeit zu. Schattenarbeit macht immer mehr Teilprozesse von Dienstleistungen, die wir ja bezahlen müssen, zur unbezahlten Obliegenheit der Konsumenten. Inzwischen müssen wir den Banken die Arbeit durch Tele-Banking erleichtern, der Bahn AG durch die Selbstbedienung im Internet, der

---

<sup>2</sup> Ivan Illich: Genus. Zur einer historischen Kritik der Gleichheit. München 1995, S. 31.

Telekommunikation ihren Konkurrenzkampf durch penible Preisvergleiche ermöglichen. Immer mehr Zeit muß in diese Handlangerei für den Apparat investiert werden, Zeit, die den Wohltaten, die wir einander unmittelbar gewähren könnten, abgeht.

Ernüchtert und illusionslos ist also festzustellen, dass die Eigenarbeit in der konsumistischen Gesellschaft es wirklich schwer hat, und doch plädiere ich dafür, alle Anstrengungen der Phantasie und alle Kraft des Gedankens darauf zu richten, wie wir uns denn aus dem Würgegriff der großen Erpressung befreien können, die uns mit dem Arbeitsplatzargument jegliches Wohlverhalten und jegliche Unterwerfung abnötigen kann. Freiheitsspielräume können wir **nur** zurückgewinnen, wenn wir unseren Geldbedarf einschränken, auch wenn es so scheinen mag, als würden wir Unabhängigkeit durch mehr Geld gewinnen. Je mehr Geld wir brauchen, desto erpressbarer sind wir. Nicht jeder Euro, den wir **nicht haben**, aber jeder, den wir **nicht brauchen**, bedeutet einen winzigen Zuwachs an Freiheit.

Ich bin mir natürlich darüber im Klaren, daß wir nicht einfach aus der Jobabhängigkeit herausspringen und - uns in freier Selbstsorge übend – unsere verlorengegangene „Daseinsmächtigkeit“ (Ivan Illich) wiederbeleben können. Es geht vielmehr darum, eine Balance zu finden zwischen der Erwerbsarbeit, für die wir mit Geld entlohnt werden ( hören Sie auf das Wort: wenn wir entlohnt werden, dann werden wir um den Lohn für unsere Mühe gebracht) - also: es geht um eine Balance zwischen der Erwerbsarbeit und der Eigenarbeit, jener Arbeit, deren Ergebnisse, deren Früchte uns als der Lohn der Mühe selbst zugutekommen.

Wenn wir der Eigenarbeit eine Chance geben wollen, dann müssen wir zu vielen selbstverständlich gewordenen Denk- und Handlungsgewohnheiten auf Distanz gehen.

Zum Beispiel steht dann die eherne Selbstverständlichkeit, daß Wachstum Arbeitsplätze schaffe, auf dem Prüfstein. Wer diesen Glaubenssatz anzweifelt, ist ja bereits der Ketzerei überführt. Und doch ist dieser täglich wiederholte Grundsatz unseres Wirtschaftens eine wirkliche Zumutung für den gesunden Menschenverstand.

Wenn man die an die politische und ökonomische Einsicht der Bürger gerichteten Appelle verstehen will, dann muß man sein Hirn schon ziemlich strapazieren. Denn diese Appelle sind hoffnungslos widersprüchlich und einem scharfen Alltagsverstand kaum begreiflich. Dass man sparsam sein müsse, wenn die Kassen leer sind, das leuchtet unmittelbar ein, und das wird uns ja in hinreichender Deutlichkeit eingehämmert. Während wir aber einerseits dazu angehalten werden, unsere Ansprüche zu mäßigen und uns eine neue Bescheidenheit angelegen sein zu lassen, werden wir andererseits dringlich ermahnt, unserer ersten Bürgerpflicht nachzukommen, will sagen, nach Kräften zu konsumieren, denn nur das werde die sogenannte Binnennachfrage ‚beleben‘, das Wachstum fördern und so Arbeitsplätze schaffen. Voilà: noch eine weitere Zumutung für den verantwortungsbereiten Bürgersinn. Denn das hat sich ja inzwischen doch auch herumgesprochen, dass unter dem Wachstumsimperativ, uns Erde, Luft und Wasser ausgehen, die Winde verrückt spielen und das Klima kollabiert. Wir wissen doch, dass wir um unserer selbst und unserer Nachkommen willen zur entschiedensten Selbstbegrenzung verpflichtet sind.

Wie ist es aber möglich, dass solche offenkundigen Ungereimtheiten so unbeanstandet durchgehen? Wie kommt es, dass sich beinahe alle ihnen gläubig unterwerfen, sogar und an erster Stelle die, die sie selbst erfunden haben?

'Wachstum', das erweckt Erinnerungen an Frühlingsduft, es gemahnt an den Samen, der der Erde anvertraut wird und das Wunder einer fruchttragenden Pflanze hervorbringt. Aber natürlich wissen wir auch, daß die **Bäume nicht** in den Himmel wachsen, irgendwann sind sie ausgewachsen, **sie** haben ihr Maß. Nicht so das Wachstum, das tagtäglich in den Wirtschaftsnachrichten herbeigefleht wird. Es hat sich vollkommen von der Frage nach dem guten Leben und dem rechten Maß emanzipiert. Wachstum wird sich selbst zum Ziel. Wer die Frage stellt, **was** denn wachsen solle, damit es besser bestellt wäre um unsere irdische Existenz, der wird die verblüffende Nachricht erhalten, daß das Wachstum wachsen müsse. Kleinliche Erwägungen über Schädlichkeit oder Nützlichkeit des Produzierten müssen zurückstehen gegenüber der Wachstumsforderung, die absoluten Vorrang genießt. Alles, was zunimmt, ist per se im Recht. Und so können sich die Produzenten von Tretninen, von gen-verseuchten Nahrungsmitteln, von Babywindeln und Sahnetrüffeln gleichermaßen als Menschheitsbeglucker fühlen, solange sie Wachstumsraten vermelden, die aber denen, die ihres Arbeitsplatzes wegen, darauf hoffen, auch nichts nützen. Denn das **ist** ja der große Etikettenschwindel, daß Wachstum Arbeitsplätze schafft.

Ungebremstes Wachstum und Beschleunigung aller Arbeitsvollzüge bedingen sich gegenseitig. Beschleunigung aber ist jenseits einer bestimmten Schwelle nur dadurch zu erreichen, dass menschliche Arbeitskraft, die wie alles Ding *ihre Zeit*, also ihr Tempo hat, durch Maschinenkraft ersetzt wird. Und da wir um der Optimierung und der Beschleunigung willen längst nicht mehr solche Maschinen einsetzen, *mit* denen wir arbeiten, sondern solche, die immer perfekter *statt* unserer und gänzlich ohne menschliches Zutun arbeiten, wird durch die Maschinerie immer mehr menschliche Arbeit entbehrlich.



Der Preis ist hoch: nicht nur, dass dadurch immer mehr Menschen für überflüssig erklärt werden, sondern auch, dass die Maschinerie einen **so** unvorstellbaren Energieeinsatz fordert, dass die Quellen in absehbarer Zeit zu versiegen drohen. Ein Reisfeld gegebener Größe z.B. bringt in industrieller Bewirtschaftung nach amerikanischem Muster den 4fachen Ertrag eines in Indonesien traditionell bewirtschafteten Feldes, aber es erfordert den 350fachen Energieeinsatz. Und ein in Deutschland maschinell hergestelltes Kilogramm Brot braucht zu seiner Verfertigung einen Liter Erdöl. Das ist ein Verhältnis von eins zu eins.

Wir müssten also feststellen, daß nicht immer mehr industrielle Produktion Arbeit schafft, sondern im Gegenteil immer weniger industrielle Fertigung die Menschen als tätige Wesen wieder in ihr Recht setzen könnte. Und die Sorge, daß uns die Arbeit ausgeht, müsste uns dann nicht mehr umtreiben. Der Industrie obläge es dann, die Menschen mit Gerätschaften zu versorgen, die ihnen die eigene Arbeit erleichtern. Das sind aber fundamental andere Geräte als die, die uns unsere Arbeit rauben.

Eigenarbeit kann man nicht auf eigene Faust und als Einzelkämpfer hinkriegen. In der Eigenarbeit erfahren Menschen ihre Angewiesenheit aufeinander. Wir haben gelernt, die Angewiesenheit als eine unzumutbare Einschränkung unserer Freiheit anzusehen. Aber nicht Angewiesenheit, sondern Abhängigkeit macht uns unfrei. In der Abhängigkeit verfange ich mich wie der Fisch im Netz. Die Angewiesenheit verweist uns aneinander und fordert eine der schönsten menschlichen Möglichkeiten heraus, die Fähigkeit nämlich, fürsorglich füreinander zu sein und uns umeinander zu kümmern.

Wir haben uns unser Tun stehlen lassen, und so ist die Quelle versiegt, aus der wir die Erfahrung des befreienden und beglückenden Genüges schöpfen könnten. Wir

mögen nicht mehr glauben, „dass wir glücklicher wären, wenn wir zusammen *wirken* und uns umeinander *kümmern* könnten“<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Ebenda S. 80.